5. Oktober 1934 — Beilage zum Posener Tageblatt — Nummer 226

In freier Stunde

Drei Häuser

Roman von Hans-Caspar v. Zobeltitz

(29. Fortsetzung)

Ja, hatte ihn ein Porträt jemals so intensiv, so dringlich gefesselt wie jetzt sein Entwurf? Eigentlich: nein. Waren sie ihm nicht immer mehr Spielerei gewesen? Selbst in den Stunden bei Professor Wolff? Einmal vielleicht hatte er ähnlich empfunden wie in den letzten Tagen, eine ihm ähnliche Befriedigung gehabt, damals, als er Carla Falkenberg malte. Und doch war es wieder anders: hier leistete er positive Arbeit — leistete Arbeit, das war es.

Er freute sich über die uneingeschränkte Anerkennung, die Konrad Kähl seinen Entwürfen zollte: „Famos machen Sie das, Hermann, ganz ausgezeichnet. Das wird ausgeführt, ich versichere es Ihnen. Und bald wird damit angefangen. Sowie Sie fertig sind, lasse ich mir einen Architekten aus München kommen. Friedel zieht schon Erkundigungen nach dem rechten Mann ein."

Das war Hermanns größte Freude: er hatte auch Herrn Friedel durch seine Skizzen und Zeichnungen gewonnen. Nicht nur gewonnen: er hatte ihn überzeugt.

Und ebenso Fritz Kähl. „Wenn der Ausbau nun einmal gemacht werden muß, ist natürlich dein Plan der einzig brauchbare. Ob er allerdings überhaupt notwendig ist, kann ich nicht beurteilen, das muß der Hotelfachmann wissen. Und ich bin keiner."

„Leider bist du keiner," warf Margot ein, „leider. Aber ich kann dir sagen, der Ausbau ist dringend notwendig. Ich habe die Sache mit Herrn Friedel genau durchkalkuliert. Sie wird sich glänzend rentieren."

„Das ist ja die Hauptsache."

„Natürlich ist es die Hauptsache. Aber dann muß sich auch wirklich jemand eingehend um die Führung des Hauses kümmern."

„Das wird Herr Friedel vorzüglich machen."

„Der Wirt selbst muß es machen. Er hat letzten Endes die Leitung in der Hand." Stark betont sagte es Margot.

Fritz schwieg. Er fühlte, wohin seine Frau zielte. Das alte Lied: „Du gehörst in die Betriebe deines Vaters."

Seine Gedanken waren viel in Berlin, viel in den Zimmer-Werken, in seinem Versuchslaboratorium, bei den Bauten, die nun für die Massenanfertigung seines Mittels entstehen sollten. Er sprach viel mit Hermann über die Dinge, Hermann war der einzige hier, der die notwendige Vorbildung für solche Aussprache hatte. Und er war erfreut, daß Hermann gern auf diese Gesprächsthemen einging. Er hatte gefürchtet, bei ihm eine glatte Ablehnung zu finden. Nun stellte sich heraus, daß Hermann in München sich völlig auf dem Laufenden gehalten und die einschlägige Fachliteratur gelesen hatte. Ja, er entwickelte sogar mancherlei Pläne.

„Wir müßten eigentlich versuchen, die Farbproduktion aufzunehmen," sagte er einmal. „Ich habe mich immer geärgert, daß ich meine Farben sozusagen von der Konkurrenz beziehen mußte. Die Badische Anilin und Soda, Bayer und ein paar andere, die haben fast ein Monopol. In Berlin fehlt die wirklich großzügige Farbenfabrik. Technisch kann es doch nicht so schwer sein, Farben — gute Farben herzustellen."

Und ein anderes Mal: „Kennst du die Ausmaße, die für den Neubau vorgenommen sind. Mich beschäftigt das sehr. Größe der Bebauungsfläche, Höhe und so fort. Die Lage des Grundstückes kenne ich ja. Die Front am Teltower Kanal, da ließe sich doch etwas sehr Schönes schaffen, ein wirklich großzügiger, wirkungsvoller Industriebau. Nur Eisen und Beton. Ganz schlicht in den Linien. Ganz abseits jedes Hausschemas. Und vor allem: nicht zu klein. Wir haben bei unseren Werken doch wirklich oft genug die Erfahrung gemacht, daß wir von Rechts wegen schon wieder anbauen mußten, wenn wir den Neubau eben unter Dach hatten."

Und dann wieder: „Mit dem Ausbau wird die Arbeiterzahl erheblich steigen. Auch die Beamtenzahl. Wir müßten in der Tat einmal daran denken, Arbeiter-Wohnhäuser zu schaffen. Genug Gelände ist in Tempelhof doch noch zu haben. Und jetzt sicher nicht allzu teuer. Auch über ein eigenes Krankenhaus ließe sich reden. Warum sollten wir uns nach bewährten Vorbildern in Tempelhof nicht eine „Zimmer-Stadt" schaffen. Vater muß nur mit dem nötigen Schneid an die Sache herangehen. Es ist doch jetzt alles wieder im Aufschwung. Und wenn dein Mittel wirklich so einschlägt, wie du glaubst, wird es auch an den notwendigen Geldern nicht fehlen."

Fritz Kähl hörte es gern, wenn Hermann so sprach. Er hatte überhaupt den Eindruck, daß der Jugendfreund sich in vielem gewandelt hatte. Reifer war er geworden. Er deutete es ihm bei Gelegenheit an.

„Es wird wohl so sein, Fritz," erwiderte Hermann, „eine Weile fort sein von Mutters Schürzenband tut gut. Ich habe viel gelernt in München. An mir. Mehr aber noch an andern, die sich durchs Leben beißen müssen. Ich weiß jetzt, daß das Leben nicht zum Spaß da ist. Im Kriege haben wir es nicht leicht gehabt, gewiß. Aber es wurde doch immer für uns gesorgt. Fürs Leben brauchbar wird man erst, wenn man ganz auf sich allein gestellt ist."

*

Lisa hörte oft den Gesprächen zu, die ihr Bruder

und Hermann führten. Sie war nicht einverstanden mit Hermanns Aussprüchen wie Fritz.

„Was wird aus meinem Bild, Hermann," fragte sie eines Tages. „Du bist doch jetzt mit deinen Entwürfen fertig, du könntest eigentlich einmal wieder an mich denken."

„Ach, dein Bild. Nimm's so wie es ist, Lisa. Ich habe jetzt Wichtigeres zu tun. Und außerdem: besser würde es doch nicht werden, wenn ich noch Farbe drauf patschte."

Sie ließ sich nicht so schnell schlagen. „Warum soll es nicht besser werden? Versuch es, Hermann. Ich will dir geduldig sitzen."

Er schüttelte den Kopf. „Es hat keinen Zweck mehr."

„Mehr? Was soll das heißen?"

„Ich werde wohl keine Porträts mehr malen."

„Hermann!" Erschreckt rief sie es aus. „Du willst deine Kunst aufgeben? Deine Kunst, der du alles opfern wolltest, die du dein einziges Glück nanntest? Hast du das vergessen, Hermann? Bist du schon wieder schwach und klein, nachdem du dich eben zur Selbständigkeit durchgerungen hast? Das darf nicht sein, verstehst du? Du darfst dir nicht untreu werden."

„Ich werde mir nicht untreu, Lisa. Ich habe nur gelernt, daß man auch in der Kunst arbeiten muß. Und bei jeder Arbeit soll man einen Zweck erkennen, ein klares Ziel haben. Meine Porträtmalerei hat aber kein Ziel, sie war nur eine Liebhaberei und sie kann mich nicht ausfüllen. Ich sehe jetzt andere Ziele."

„Und welche?"

„Vorläufig: den Umbau des Bayernhofes. Wird er nach meinen Entwürfen ausgeführt, so habe ich meine erste positive Arbeit geleistet."

Lisa ereiferte sich: „O, dieser vermaledeite Umbau. Steinigen könnte ich Friedel mit seinen Plänen. Er hat dich abgelenkt. Er hat dich abgebracht von deiner Kunst. Du wirst wieder ins Joch gehen."

„Ist das so schlimm, Lisa. Lieber im Joch etwas leisten, als in der Freiheit stümpern."

*

Lisa Kähl wurde von diesen Worten tief getroffen. Sie hatte in Wahrheit an Hermanns Berufung zur Kunst geglaubt, auch als sie fühlte, daß ihre Neigung verebbte. Ihre Neigung — oder war es doch Liebe gewesen? Sie wußte es selbst nicht. Wo lagen dort auch die Grenzen? Sie wußte aber, daß ein freundschaftliches Fühlen für den jungen Zimmer noch immer stark in ihr wach war, nicht mehr ein Sehnen, nicht nur dies mädchenhaft weiche Hoffen auf irgend etwas Unbestimmbares, Unbewußtes, Nie-zu-Ende-Gedachtes. Das, was sie in den letzten Tagen empfunden hatte, war von etwas Männlichem, Starkem erfüllt gewesen: Kameradschaft hatte sie es selbst mehr als einmal vor sich selbst genannt. Es hatte sich mit dem Wunsch für eine straffe, klar geführte Künstlerlaufbahn Hermanns eng verbunden. Und nun war ihr plötzlich klar, daß dieser Wunsch nicht in Erfüllung ging. Das traf sie. Der Freund schien ihr wieder wankelmütig, schien ihr wieder ganz fremden Einflüssen hingegeben, schien ihr wieder der Spielball eines neuen Einfalls, einer neuen Laune.

Sie litt darunter. Seit ihrer Aussprache mit Hermann, noch mehr seit der Abreise Claires war ihre alte sieghafte Fröhlichkeit wieder über sie gekommen; sie war ganz das frische Mädel von einst, das so lachend durch die Sonne schreiten, so selig jauchzend auf Bergen die Arme breiten, so herzerfrischend ehrlich schelten konnte; das Mädel, zu dem ein kurzer, wippender Rock, eine pudelrunde grellfarbige Strickmütze und der dunkle Bubenkopf paßten. Nun war das alles plötzlich dahin. Ihre Bewegungen wurden langsam, ihr Gesicht unlustig. Sie litt eben. Fühlte es selber. Aber konnte nicht dagegen an. „Ich bin ein Stimmungsmensch," sagte sie sich selber, „ich will mich nicht gehen lassen, die andern sollen mir meine Enttäuschung nicht anmerken, aber sie müssen sie ja merken, sie sitzt mir zu tief."

Sie versuchte, sich selbst zu besiegen. Mit körperlichen Kuren versuchte sie es. Wenn morgens ihre Glieder bleischwer waren, weil ihr ihre Depression in den ersten Nachtstunden den Schlaf geraubt hatte, ihr im Traum gefolgt war, dann verdoppelte sie früh ihre Turnübungen. Sie stand in ihrem Zimmer, zählte ihre Kniebeugen, streckte die Arme aufwärts, beugte wieder und wieder den Körper, daß ihre Fingerspitzen den Fußboden berührten, hob ein Bein, hielt es in der Schwebe, während sie den anderen Fuß langsam lüftete, den Hacken vom Fußboden frei machte und sich ganz auf den Ballen aufrichtete. Sie turnte, bis sie fühlte, wie ihr Blut in allen Adern pulste, dann übersprudelte sie sich mit dem kalten Bergwasser, frottierte und knetete ihren schlanken Mädchenkörper. Frisch wollte sie wieder werden, frei.

Aber es half ihr wenig. Eigentlich nichts.

Die anderen fühlten die Veränderung doch. „Weiß der Himmel, was Lisa hat," sagte Fritz Kähl zu seiner Frau. Margot war nicht um Auskunft verlegen: „Einfach ein Rückfall in die alte Hermann-Duselei, verbunden mit irgendeiner Enttäuschung. So lief sie die ersten Wochen hier ständig umher, ein Muffelgesicht und schlechter Appetit. Das sind die ersten Anzeichen einer unglücklichen Mädelverliebtheit. Es wird Zeit, daß wir zum Abmarsch blasen. Oberstdorf ist dieses Jahr eine verfehlte Sache. Man soll sie daher lieber kurzer Hand abbrechen, als versuchen, sie noch zu einem glückhaften Ende weiter zu spinnen."

„Na — nun laß mir wenigstens meine Ruhetage hier." — „Gewiß, Fritz, die sollst du haben. Aber dann brechen wir alle auf."

Auch Felix Fechtner bemerkte, daß Lisa sich gewandelt hatte. Er fragte in seiner ungekünstelten, unkomplizierten Art frei heraus: „Was drückt Sie, gnädiges Fräulein?" Es war Nachmittag, und sie gingen zusammen die Talstraße nach Rubi, wo sie Kaffee trinken wollten. Die jungen Kähls, das heißt Fritz und Margot, hatten sich ihnen angeschlossen und marschierten mit Hermann vor ihnen her, Fritz und Hermann ganz in chemische Gespräche und den Plan des Neubaus der Zimmer-Werke vertieft. Der war jetzt ja immer ihr unerschöpfliches Thema.

Lisa sah Fechtner von der Seite an. Sie mußte etwas aufwärts blicken, denn Felix war fast einen Kopf größer als sie. Und er sah auf sie herab, so trafen sich ihre Augen. „Wie gerade und ehrlich sein Blick ist," dachte Lisa.

„Warum soll ich ein Hehl aus meiner Stimmung machen, Herr Fechtner," sagte sie ohne Zögern, „ich habe mich geärgert." Sie verzögerte ihren Schritt etwas, daß der Abstand zwischen ihnen und denen da vorn größer wurde. Dann fuhr sie fort: „Ich habe mich über Hermann geärgert." Sie erzählte von dem letzten Gespräch. „Er soll nicht wieder umfallen, er soll einmal bei der Stange bleiben, er soll sein Können auswerten."

Ruhig hörte Felix Fechtner zu. Er freute sich über die freien Worte Lisas, über den forschen Ton, mit dem sie sich ihre Stimmung von der Seele sprach. Das Blut war ihr ins Gesicht gestiegen, ihr Atem ging schnell im Schreiten und Sprechen, ihre Züge waren belebt. Das stand ihr gut.

Als sie geendet hatte, ließ er eine Weile verstreichen. Sie waren dicht vor der Trettachbrücke, hinter der das kleine Tannenwäldchen links vom Wege

liegt. Auf der Brücke blieb er stehen, lehnte sich mit beiden Armen auf das Geländer, beugte sich etwas vor und sah in das Wasser, das unten schnell dahinschoß. Er wartete, bis sie neben ihm stand und gleich ihm hinabschaute. Dann erst sprach er: „Sie tun Hermann Unrecht, gnädiges Fräulein. Sie kennen ihn länger als ich. Aber Sie kennen ihn aus anderen Lagen heraus. Ich bin erst seit kurzem sein Freund. Ein guter und ehrlicher Freund, das können Sie mir glauben. Und als Freund freue ich mich über die Wandlung in ihm. Wir sprachen ja schon einmal über seine Kunst. Damals waren Sie auf mich böse. Heute, da er selbst die Grenzen erkannt hat und sich dementsprechend umstellt, sind Sie es auf ihn. Sie tun ihm keinen guten Dienst damit, denn er fühlt Ihre Verstimmung auch." Sie sah plötzlich auf. Er verstand die Bewegung sofort. „Nein," fuhr er fort, „wir haben noch nicht darüber gesprochen. Er wird auch nicht mit mir darüber sprechen. Das ist nicht seine Art. Er verarbeitet so etwas innerlich mit sich selbst. Und dann: Sie sagten mir einmal selbst, daß er vor seiner Verwundung ein anderer Mensch gewesen wäre. Ich glaube es Ihnen; ja, ich weiß es. Wir haben viel über Krieg und Kriegserlebnisse gesprochen. Er ist draußen ein ganzer Mann gewesen, bis zu dem unheilvollen Verwundungstage an der La-Faux-Ecke. Dann kam er heim und genas körperlich. Seelisch nicht. Denn er war immer eingelullt in diese reichen, alles gebenden, alles gewährenden häuslichen Verhältnisse. Wenn er ein armer Schlucker gewesen wäre, der sich selbst seinen neuen Weg hätte bahnen müssen, er wäre schon lange wieder ein Mann. Ich kenne diese Kriegspsychose. Jetzt beginnt er sie zu überwinden. Durch eine gefundene Arbeit, durch ein endlich gefundenes Selbständigkeitsgefühl. Jetzt beginnt er zu erstarken. Wollen Sie ihn daran hindern?"

Nach der Art der Frauen hatte sie nur eine Gegenfrage: „Und seine Kunst?"

„Er braucht Arbeit."

„Nennen Sie malen nicht arbeiten?"

„Bei ihm — nein."

„Aber bei Ihnen selbst, da nennen Sie es so." Fast böse sagte es Lisa.

„Verzeihen Sie; für mich ist es auch Arbeit. Denn für mich ist es Beruf, Zukunft, Lebensinhalt, für mich ist es alles."

„Das könnte es ihm doch auch werden."

„Nein, denn es hat ihn noch nicht einen Augenblick g a n z erfüllt. Es war wohl ein Wollen da, aber nie ein Vollbringen. Gelang ihm etwas nicht sofort, so legte er den Pinsel beiseite, hoffte auf einen besseren Augenblick, eine günstigere Beleuchtung, eine frischere Stimmung und griff zu einem Buch. Einem chemischen meist als Sohn seines Vaters, als Produkt seines alten Interessenkreises. Ich habe es zu oft beobachtet. Er hat den Kampf mit der Kunst nie zu Ende gekämpft, sich ihrethalben nie selbst besiegt."

„Das würde mit wachsendem Können, mit Beendigung der Lehrzeit auch noch kommen."

„Es ist schon gekommen, gnädiges Fräulein. Noch nie sah ich ihn einer Aufgabe so restlos ergeben wie der des Umbaus, wie der seiner Pläne für den Bayernhof. Noch nie sah ich solchen ernsten Fleiß bei ihm, wenn auch diese Aufgabe von ihm spielerisch begonnen wurde. Ich halte auch sie nur für einen Umweg zu etwas anderem. Aber sie ist doch ein Auftakt. Er findet sich zu sich selbst zurück, er wird wieder Mann. Verlassen Sie sich darauf."

(Fortsetzung folgt)

Der Fall „Fürst Pückler"

Von **Georg Geiersberg**

An dem Tisch in der Nische saß eine größere Gesellschaft und schien sich von gesellschaftlichen Anstrengungen, vor dem Zubettgehen, zu erholen. Der Lärm der vornehmen Gaststätte summte bis zur entlegenen Nische und drang in breite Gesprächspausen.

Die Damen am Tisch naschten am „Fürst Pückler"-Eis, die Herren tranken Mokka.

„Sie haben sich überhaupt noch nicht zu dem Fall geäußert, Herr Doktor!"

Frau Justizrat Sollstedt scheuchte den schweigsamsten der Herren auf. Blicke richteten sich auf Dr. Braunsberg.

„Ich — — oh — —"

Ein halbes Lächeln, von fernher. Dr. Braunsberg schien an irgendwie fernliegende oder höchstpersönliche Dinge gedacht zu haben. Und man saß hier vereint beratschlagend, wie der „Fall Michels" eine gute Wendung unter Mithilfe der Freunde finden konnte.

„Also, Doktor — Ihre Meinung?" spornte der Justizrat den Literaten an. „Tun Sie etwas Menschliches hinein; wir trockenen Juristen helfen von der sachlichen Seite — —"

„Der Fall Michels," begann Dr. Braunsberg schwer, „ja, ich muß sagen, daß dieser Fall mich lebhaft an Fürst Pückler erinnert!"

Frau Konsul Bergen und Irene Garges schoben geärgert die Eisspeise zurück. Die Herren lächelten zerstreut und nachsichtig.

„Ah, jetzt kommt ein boshafter Vergleich — Eis: eiskalt!"

„Sie irren, meine Damen," erklärte Dr. Braunsberg. „Ich denke nicht an die harmlose Näscherei, die in so großem Ansehen bei Ihnen steht. Ich würde mir nie erlauben — es handelt sich um Fürst Pückler selbst!"

„Aber, bitte, erzählen Sie!"

Konsul Bergen machte Einwände. Es sei schon reichlich spät. Der Konsul ahnte nicht die Wirkung, die der Name Fürst Pückler auch noch hundert Jahre nach der Glanzzeit des großen Weltmannes auf Damen auszuüben verstand: Die Damen versicherten, daß sie nötigenfalls bis um 2 Uhr, zum Schluß der Gaststätte, aushalten würden.

Dr. Braunsberg lächelte über diesen Eifer und begann zögernd:

„Die Geschichte des großen Weltmannes und Schriftstellers Fürst Hermann von Pückler-Muskau bitte ich als Antwort auf Ihre Frage aufzufassen. Ich will keineswegs dafür sprechen, daß unbedingt eine Wiedervereinigung der beiden prächtigen Menschen Michel erfolgen muß — ich erzähle die menschlich ungewöhnlich reizvolle Geschichte von Fürst Pücklers Liebe und Ehe, um an einem Beispiel aufzuweisen, wie nahe Anfangs- und Endpunkt eines gemeinsamen Weges beieinander liegen."

Dr. Braunsberg griff zu einer neuen Zigarette.

„Fürst Hermann von Pückler-Muskau war, wie Ihnen bekannt sein wird, der vollendetste Weltmann seiner Zeit. Als Persönlichkeit wurde er zu Anfang des vorigen Jahrhunderts stark gefeiert, als Schriftsteller viel gelesen. Den Gatten Pückler kannte man nicht so gut. Nur daß der Fürst Pückler glücklich verheiratet war, wußte man, oder wußte es eigentlich nicht; man nahm es bis zu dem Augenblick an, wo das Gegenteil — so schien es — bekannt wurde.

Des Fürsten Pücklers Gattin war die Tochter Hardenbergs. Nach neunjähriger Ehe ließ sich diese Dame auf eigenen Wunsch von dem Fürsten scheiden. Aus hoher Gattenliebe! Und aus Liebe willigte Fürst Pückler in die Scheidung ein. —

Das klingt eigenartig, und es scheint ein Widerspruch, daß sich ein so bekanntes und hochgestelltes Paar, in beiderseitigem Einverständnis, aus dem Beweggrunde scheiden läßt, weil es sich liebt. Erklärlich wird die Handlungsweise — und zwar für beide Teile — wenn die näheren Umstände der Lebensführung des Paares einer näheren, immerhin schonenden Betrachtung unterzogen werden:

Die finanzielle Lage des Fürsten durfte damals, nach den Franzosen- und Befreiungskriegen, als nicht zu glänzend gelten. Die Braut führte ihm vor 9 Jahren nicht viel zu. Und endlich

blieb dem Bunde Kindersegen versagt. So entschloß sich die Fürstin, ohne Bitterkeit, in bester Absicht, zu entsagen, um dem Fürsten zu einer neuen Ehe und mit dieser zu dem dringend nötigen Vermögenszuwachs und Nachkommen zu verhelfen.

Fürst Pückler war als Mann so egoistisch, um das große Opfer anzunehmen — — Ja, noch mehr; er vergalt dieser eigenartigen Frau das Opfer auf eine Weise, die noch viel mehr als das Opfer Ihre Verwunderung erregen wird: Der Fürst zwang die Fürstin, sein entsagender Freund und Berater zu bleiben. Und er vertraute diesem Freunde, der sich auf seinem Gute Muskau aufhalten mußte, alles an, was ihn bewegte, freute und verdroß. Er meinte es herzlich gut mit dieser Freundschaft. Aber die Frau litt unsagbar, wenn der Fürst ihr in grausamem Egoismus auch von seiner neuerwachten Liebe zu anderen Frauen erzählte und Rat und Hilfe bei ihr suchte — —

Das Geschick der Fürstin umwebte so eine seltsame Tragik: Sie mußte raten, abraten, geduldig alle Klagen des Fürsten anhören, seine Hoffnungen stärken, Plänen zustimmen oder zur Vorsicht mahnen. Jedes eigene Fühlen trat bei dieser Frau völlig zurück; nur für den geliebten Mann, der äußerlich nicht mehr ihr Gatte war, lebte, litt und kämpfte sie.

Wie der Fürst die hingebende, uns heute unfaßbar scheinende, führende Treue vergalt, das verdient Lob und Tadel zugleich. Der Fürst hielt das absonderliche Verhältnis zu seiner Frau keineswegs geheim; nein, in allen Gesellschaften pries er die Frau, die ihm zuliebe entsagt hatte; er trug ihr Bild beständig bei sich und zeigte es voll Stolz.

Es war unausbleiblich, daß sowohl die Frau wie besonders er selbst mit der Zeit in Verruf gerieten. Die Bräute wurden durch die Eltern von dem Fürsten zurückgehalten, und angeknüpfte zarte Bande lösten sich, sobald das eigenartige Verhältnis, das Fürst Pückler mit seiner ehemaligen Gattin verband, zur Kenntnis der Gegenseite gelangte.

Die geschiedene Fürstin mußte als uneigennütziger Freund auch in solchen Fällen oft trösten und raten. Eine Zeitlang hatte der Fürst Neigung zu der damals hochgefeierten Sängerin Henriette Sonntag gefaßt. Auf diese wies die Fürstin, als sie die Neigung erkannte, in Selbstverleugnung und übermenschlicher Liebe den einstigen Gatten hin; und wenn Enttäuschung und Mutlosigkeit ihn überfielen, dann schlug sie, wie in diesem Falle, selbst Damen der Gesellschaft als ihre Nachfolgerin vor.

Eines Tages ging Fürst Pückler auf eine längere Reise. Er wollte Klarheit über sich gewinnen, und er erlangte sie trotz des wirren Taumels der großen Welt. Der ungeheure Opfermut der Gattin und das eigene schrankenlose selbstische Gefühl erschienen ihm in klarer Schärfe — und nun er einmal diese Dinge erkannt hatte, empfand er grausam, was er zu tun willens gewesen war.

Er brach die Reise entschlossen ab und kehrte ohne neue Frau zur treuen alten Gattin zurück — — und stand Seite an Seite mit ihr bald noch einmal vor dem Traualtar — —"

Dr. Braunsberg zündete sich die sechste Zigarette an.

„Das ist, in kurzen Zügen, die Geschichte von Fürst Pücklers Liebe und Ehe — ein Irrweg, bei dem Anfangs- und Endpunkt unmittelbar beieinander liegen, wie ich schon sagte — —"

Schweigend brach die Gesellschaft auf. Erst auf menschenleerer Straße erklärte Frau Justizrat Sollstedt gefaßt und bewegt:

„Die Ehegeschichte von Fürst Pückler wird den beiden Michels — wenn ich sie ihnen erzähle — mehr nützen, als alle Paragraphen, die mein Mann für die zwei in Bereitschaft hält — — — Ich danke Ihnen, bester Herr Doktor! Sie haben gut genug gewußt, daß Edith Michel meine beste Freundin ist!"

Dichter-Geschichten

Knigges Umgang mit Menschen

Der Freiherr v. Knigge, der berühmte Verfasser des „Umgang mit Menschen", ist Zeit seines Lebens alles andere, nur kein Heiliger gewesen.

Als er in seiner Jugend am Hofe des Landgrafen Friedrich von Hessen als Kammerjunker fungierte, leistete sich der berühmte Baron einen netten Scherz.

Einige Engländer wollten dem Fürsten vorgestellt werden. Knigge übernahm dieses Amt, gab den Fremden aber, als sie sich nach dem Zeremoniell erkundigten, den Wink, der Fürst sei ganz einfach und anspruchslos, nur sähe er es gern, wenn die Aufwartenden die Klappen seiner Westentaschen küßten, ohne sich durch eine Weigerung daran hindern zu lassen.

Man denke sich jetzt den drolligen Auftritt, als der ganz betroffene Landgraf, je mehr er zurückwich, desto lebhafter von den Engländern bestürmt wurde, bis sie zuletzt die Taschen wirklich erreichten, nicht um sie zu plündern, sondern um ihre Klappen an die Lippen zu drücken.

Sudermanns erstes Stück

Als Hermann Sudermann noch junger Student in Königsberg gewesen, schrieb er sein erstes Stück „Die Tochter des Glücks" und reichte dieses der Direktion des Berliner Residenz-Theaters ein.

Um dem Manuskript eine beachtliche Fülle zu geben, hatte Sudermann das Drama auf dickes weißes Papier geschrieben und auf den Blättern einen breiten Rand stehen lassen.

Sudermann wartete nun ein halbes Jahr vergeblich und fuhr schließlich eines Tages selbst nach Berlin, um sich mal nach dem Schicksal seines Musenkindes zu erkundigen. Er ließ sich bei dem Theaterdirektor melden.

„Was wünschen Sie, bitte?"

„Mein Name ist Hermann Sudermann."

„Außerordentliche Freude! Womit kann ich Ihnen dienen?"

„Sie wissen wohl nicht, Herr Direktor, wer ich bin?"

„Nun ja . . . ich erinnere mich genau . . . Sie hatten . . . Sie wollten . . ., was war es doch gleich?"

„Ich habe Ihnen vor einem halben Jahr ein Drama zugeschickt, Herr Direktor!"

„Richtig — ja — nun weiß ich Bescheid. Da kann ich Ihnen die Auskunft geben: unser Dramaturg ist gerade beim Prüfen Ihres Stückes, und Sie bekommen sofort über den Ausfall Nachricht von uns. — Seien Sie versichert, mein lieber Herr Silbermann, was wir nur irgendwie gebrauchen können, das behalten wir." Damit war er entlassen.

Gleichzeitig mit ihm traf in Königsberg ein dicker Brief ein, in welchem sich das Manuskript des Dramas befand. Allerdings war — dem Prinzip des Theaterdirektors entsprechend — der breite weiße Rand von den Bogen säuberlich abgeschnitten und als brauchbar zurückbehalten worden.

Zeilenhonorar

Alexander Dumas erhielt viele seiner Romane nach Zeilen bezahlt.

Eines Morgens fing er einen neuen Roman an:

„Mein Sohn . . ."

„Mutter . . ."

„Höre mich!"

„Sprich!"

„Du siehst . . ."

„Was?"

„Diesen Dolch."

„Ich sehe ihn."

„Was fällt dir an ihm auf?"

„Er ist befleckt."

„Mit Blut!"

„Mit wessen Blut?"

„Mit dem Blut deines Vaters!"

„Ah!"

— —

„So!" sagte Dumas und legte die Feder weg, „das reicht für ein Frühstück."

Sprach's und ging zu den „Brüdern der Provinz", wo man ausgezeichnet speiste.

Fröhliche Ecke

Zwei Schreinerlehrlinge unterhalten sich.

„Schlägt sich dein Meister ooch so oft uff die Finger wie meiner?"

Der andere hebt eine dick verbundene Hand hoch und sagt:

„Nee, der schlägt sich nicht auf die Finger. Der läßt mich ja immer die Nägel halten."

*

Vergeltung. „Du sagst, alle deine Wünsche seien erfüllt, nachdem ich deine Frau geworden bin — nun erfülle auch die meinigen!"

*

Brickel kommt von einer Nordlandreise zurück.

„Ich bin ganz meschugge auf Skandinavien!" erklärt er begeistert.

Schnalle erkundigt sich: „Haben Sie denn noch nichts gemerkt, bevor Sie hinfuhren?"

*

Es hat schwer geregnet. In einer Pfütze liegt ein Mann, der dem Gotte Gambrinus etwas zu eifrig gehuldigt hat. Seine Bemühungen, hochzukommen, sind längere Zeit fruchtlos.

Da naht ein Schupo.

„Fassen Sie doch mal an!" wendet sich der Schupo an zwei kräftige Männer, die sich die Angelegenheit betrachten. „Daß wir den Mann in den Kahn kriegen!"

Aber der Mann in der Pfütze protestiert.

„Wozu denn — hupp — Herr Wachtmeister? Machen Se man bloß — hupp — keene Umstände. Sie sehen ja, ich kann schwimmen."